

Auch im Jahr 2021 gibt es keinen einzigen offen homosexuellen Fußballer in den deutschen Profiligen der Männer. Die Angst, nach einem Coming-out angefeindet und ausgegrenzt zu werden und die Karriere als Profifußballer zu gefährden, ist offenbar immer noch so groß, dass schwule Fußballer glauben, ihre Sexualität verstecken zu müssen.

Niemand soll zu einem Coming-out gedrängt werden. Das ist die freie Entscheidung jedes Einzelnen. Aber wir wollen, dass sich jeder, der sich dafür entscheidet, unserer vollen Unterstützung und Solidarität sicher sein kann. Weil es zu den elementaren Freiheitsrechten jedes Menschen gehört, sich zu seiner sexuellen Orientierung bekennen zu können. Und weil nur der seinen Beruf mit Freude ausüben kann, der nicht einen wichtigen Teil seiner Persönlichkeit vor anderen verstecken muss.

Und deshalb sagen wir allen, die mit dieser Entscheidung ringen: Wir werden euch unterstützen und ermutigen und, falls notwendig, auch gegen Anfeindungen verteidigen. Denn ihr tut das Richtige, und wir sind auf eurer Seite.

Erklärung von Fußballerinnen und Fußballern in Deutschland

**Ihr könnt
auf uns
zählen!**

Stell dir vor, ein schwuler Fußballprofi hat sein Coming-out und es macht keine Schlagzeilen. *Utopisch?* Hier versichern über 800 Spielerinnen und Spieler ihre Solidarität

Man stelle sich das also vor. Dass in den nächsten Wochen oder Monaten einer oder mehrere Fußballprofis ihr Coming-out wagen würden. Und dass diese Nachricht sowohl von den Kollegen als auch von den Medien und der Öffentlichkeit mit Ruhe, Besonnenheit, Freude und Unterstützung aufgenommen wird. Ist das nur eine Utopie? Muss es stattdessen so kommen, wie schon so oft beschrieben: dass die ersten offen schwulen Fußballprofis Ausgrenzung und Diskriminierung erfahren werden, dass sich die Boulevardblätter mit sensationsheischenden Schlagzeilen überbieten und die Kurven in Schmähesänge einfallen?

Wir glauben das nicht. Wir glauben an die Utopie. Und das aus Gründen. Denn all die Ängste und Sorgen, die sich rund um mögliche Bekenntnisse homosexueller Profis zu einem neurotischen Phänomen aufgestaut haben, werden vor allem gespeist von Erfahrungen und Einstellungen vergangener Jahrzehnte. Von der jahrzehntelangen Ignoranz der Klubs und Verbände, die sich schlicht nicht vorstellen wollten, dass es so etwas wie homosexuelle Profis überhaupt gibt, und die noch Anfang der achtziger Jahre zu einem Urteil der FIFA führte, Kisse auf dem Spielfeld seien „unmännlich, übertrieben gefühlsbetont und deshalb unangebracht“. Natürlich wurden sie auch unterfüttert von der kruden Vorstellung, schwule Profis hätten nichts Besseres zu tun, als unter der Dusche gegenüber den Kollegen zudringlich zu werden, oder seien sogar eine gesundheitliche Gefahr, wie es der frühere Düsseldorfer Spieler Michael Schütz ernsthaft in den Raum gestellt hatte: „Man würde gegen so einen nicht richtig rangehen, weil die gewisse Furcht vor Aids da wäre.“ Derselbe homophobe Gequatsche gehörte bis vor wenigen Jahren noch ganz selbstverständlich vielerorts zum Trainings- und Kabinentalk dazu.

Und da ist natürlich immer das schreckliche Beispiel des englischen Erstligaprofis Justin Fashanu, der sein öffentliches Coming-out im Oktober 1990 hatte, ausgerechnet im Boulevardblatt „Sun“, dessen Schlagzeile lautete: „Eine Million Pfund teuer Fußballstar: Ich bin schwul!“ Fashanu, der als Jungstar von Norwich City in der First Division Furore gemacht hatte, aber bei Nottingham Forest nicht zurechtkam und von Brian Clough vor versammelter Mannschaft als „Schwuchtel“ beschimpft worden war, hatte die Schockwellen seines Bekenntnisses völlig unterschätzt. „Ich dachte, wenn ich mich in der schlimmsten Zeitung oute und dann stark bleibe, gäbe es

nichts mehr, was noch zu sagen wäre“, sagte er später. Es war ein furchtbarer Irrtum, Fashanus Leben geriet völlig außer Kontrolle. Als er Jahre später in den USA fälschlicherweise beschuldigt wurde, als Jugendtrainer einen Jungen vergewaltigt zu haben, beging er in einer Garage im englischen Shoreditch Selbstmord. Ein Extremfall natürlich, das Coming-out eines psychisch labilen jungen Menschen in einem rückständigen Milieu. Aber eben auch eines der wenigen Beispiele für den Schritt eines schwulen Profis an die Öffentlichkeit.

Und all das – die Ressentiments und Ignoranz und auch Fashanus unglückseliges Beispiel – hat dazu geführt, dass sich bis heute kein einziger Profi in den deutschen Profiligen zu seiner Homosexualität bekannt hat. Weil ein solcher Schritt zwangsläufig mit monatelangem Spießrutenlaufen, unschönen Schlagzeilen und schlimmen Beschimpfungen von den Rängen in Verbindung gebracht wird. Wie hatte es der frühere St. Pauli-Präsident Corny Littmann um das Jahr 2000 herum gesagt? „Ich würde keinem Profi raten, sich zu outen. Der soziale Druck wäre nicht auszuhalten. In einem heterosexuellen Mannschaftsgefüge ist man direkt der Außenseiter, wird angreifbar für Mitspieler, Gegenspieler und Medien.“ Seither ist Littmann zumindest nicht eindrucksvoll widerlegt worden. Es ist vertrackt, dass erst ein Coming-out, ob von einem oder mehreren Profis, das Gegenteil beweisen wird. Vielleicht geht alles gut, vielleicht halten sich die Medien zurück, sind die Mannschaftskameraden solidarisch und die Fankurven bei Verstand.

„Sollte sich einer meiner Mitspieler outen, würde ich das mutig finden, aber auch nicht aus allen Wölfen fallen. Wir leben im Jahr 2021, und meine Generation ist die gegenüber Homosexuellen toleranterste, die es in Deutschland je gegeben hat. Das ist so in meinem Freundeskreis, der mit Fußball nichts zu tun hat, und das ist so unter Fußballprofis. Ich habe jedenfalls im Laufe meiner Karriere nie eine Kabine erlebt, von der ich annehmen würde, dass sie Probleme mit einem Outing gehabt hätte. Was vielen Leuten außerhalb zudem nicht klar ist: Es gibt in den Vereinen doch längst offen schwul lebende Mitarbeiter, und da habe ich nie mitbekommen, dass das ein Thema wäre. Warum ich es trotzdem mutig finden würde, liegt

eher an der zu erwartenden Reaktion des Publikums. Der Ton in den Kurven ist halt rau, und ich könnte jeden gut verstehen, der sich dem nicht aussetzen möchte.“

— Christoph Kramer,
Borussia Mönchengladbach

Die Befürchtung, ein schwuler Kicker würde von den Rängen beschimpft, ist weder zu beweisen noch zu widerlegen. Schon Lothar Matthäus hielt einst ein Coming-out für „falsch, weil die Gehässigkeit der Fans sehr groß ist“. Man könnte dagegenhalten, dass die Forderungen und Erklärungen vieler Fankurven in den letzten Jahren deutlich progressiver daherkamen als vergleichbare Verlautbarungen von Seiten der Klubs. Es gibt schwule Fanklubs in vielen Stadien, die Zahl der homophoben Choräle hat stark abgenommen. Zugleich, das gehört ebenfalls zum Bild der Kurven, gab es immer wieder auch homophobe Banner, vornehmlich im Clinch von Ultragruppen untereinander. Klar ist aber: Der bange Blick auf die Reaktionen der Fanszenen ändert nichts an der Erkenntnis, dass es vielfältige Bemühungen geben muss, um eine sichere Umgebung für schwule Fußballer zu schaffen. Das mag in Großstädten wie Berlin, Hamburg oder Köln mit einer lebendigen LGBT-Kultur einfacher sein als in der Provinz, ein Selbstläufer ist es auch in den Metropolen keineswegs.

Wir sind hier in Berlin. Wenn nicht hier, wo sonst sollte sich ein Profifußballer outen können. Berlin steht wie keine andere Stadt für Vielfalt und ist somit Vorbild für ganz Deutschland. Für uns ist es selbstverständlich, dass jeder das Recht hat, glücklich zu sein und so zu leben, wie er oder sie es gerne möchte – egal, welche sexuelle Orientierung oder welche Herkunft man hat.“

— Niklas Stark, Hertha BSC

„In unserer Charta heißt es: Herzlich willkommen in der schönsten Stadt Deutschlands – egal, woher du kommst, was du glaubst, was du hast oder bist, wie du lebst und wen du liebst. Das leben wir beim 1. FC Köln – und da stehen wir als Mannschaft voll dahinter.“

— Jonas Hector, 1. FC Köln

Es sind wichtige Worte, die Niklas Stark und Jonas Hector da sprechen, weil sie Homosexualität als etwas Normales und Selbstverständliches beschreiben. Das ist die Voraussetzung dafür, dass es wo-

Fotos: Jonas Hoithaus (2), Patrick Runte, Jan-Philipp Burmann



Sebastian Ohlsson



Almuth Schult



Christopher Trimmel



Dedryck Boyata

„Wenn sich einer meiner Kollegen outen würde, würde ich ihn vor den Idioten draußen schützen!“

Max Kruse



möglich in der Zukunft gar kein Problem mehr sein wird, als Fußballprofi mit seinem Freund zur Spielerparty zu kommen oder gemeinsame Bilder mit dem Partner auf Instagram zu veröffentlichen. Aber gerade deshalb war es wichtig, dass möglichst viele Fußballprofis einmal klarstellen, dass sie jeden Kollegen, der einen solchen Schritt tun will, unterstützen werden, und dass sie die Vorstellung, in den Kabinen würde immer noch gestrig herumpalavert wie zu Paul Steiners Zeiten, überzeugend widerlegen.

Als wir allen Profiklubs der beiden Bundesligen und den großen Vereinen der Dritten Liga unsere Erklärung zuschickten und die Spieler darum baten, sie zu unterstützen, waren wir uns darüber im Klaren, dass weder alle Spieler noch alle Klubs dazu bereit sein würden. Das konnte ganz unterschiedliche Gründe haben. Manche Vereine hielten von solchen Erklärungen nichts, andere wollten sich auf eigene Aktivitäten beschränken, wiederum andere störten sich an einem vermeintlichen Gruppendruck, der durch eine solche Verlautbarung entstehe. Und mitunter gab es auch ganz banale Gründe, manche Profis waren in der Reha, andere haben gerade andere Herausforderungen zu bewältigen.

Umso mehr freuen wir uns, dass am Ende über 800 Spieler und Spielerinnen die Erklärung unterzeichnet haben. Viele, und denen gebührt ein besonderer Dank, mit ihrem Namen, andere mit ihrer ganzen Mannschaft, einige mit dem ganzen Verein, auch Trainer, Präsidenten und Sportdirektoren sind dazugekommen. Und so ergibt diese Liste ein buntes Bild, das aber zugleich auch in seiner Vielgestaltigkeit zeigt, welch unterschiedliche und am Ende fruchtbare Diskussionen und Debatten sie ausgelöst hat. Etwa beim FSV Mainz 05, dessen Mannschaftsrat nicht einfach nur eine Erklärung unterschreiben wollte, sondern sie sogar noch deutlicher formulierte.

„Über seine Sexualität zu sprechen, ist immer eine persönliche Sache. Genauso ist der Zeitpunkt eines Coming-outs eine persönliche Entscheidung, zu der niemand gedrängt oder genötigt werden sollte – aus Gesprächen mit Personen, die diesen Schritt bereits gegangen sind, wissen wir, dass das offene Leben einer Beziehung abseits der gesellschaftlich akzeptierten heterosexuellen Norm leider viel zu oft bedeutet, Anfeindungen ausgesetzt zu sein, Familienmitglieder oder Freunde zu verlieren oder auf seine sexuelle Identität reduziert zu werden.“

Foto: Jonas Holthaus

Im Kosmos Fußball kommt hinzu, dass alles unter den Augen der Medien und der Öffentlichkeit geschieht. Jeder von uns hat bereits Diskriminierung erlebt, auf dem Platz und auch abseits davon, egal ob Homophobie, Rassismus, Sexismus oder andere Formen der Ausgrenzung, manchmal als absichtliche Beleidigung, manchmal als unbedachte Äußerung. Sie alle haben eins gemein: Sie sind scheiße und müssen aufhören. Dafür müssen wir aufstehen, aufklären, hinhören, zuhören und lernen, jede Spielminute, jeden Tag. Die Vereinskultur von Mainz 05 ist weltweit, unsere Fankurve lebt schon lange und laut, dass sie bunt ist. Dasselbe gilt auch für unsere Kabine: Egal ob homosexuell, bisexuell, heterosexuell, intersexuell, transsexuell oder asexuell, bei uns spielt keine Rolle, wen du liebst oder mit welchem Geschlecht du dich identifiziert – du bist Teil der 05-Familie, deshalb bist du ein Teil von uns. Wir stehen hinter dir, wir stehen zusammen.

— Mannschaftsrat FSV Mainz 05

Das so klar zu formulieren, ehrt die Mainzer Spieler und viele andere, die sich ähnlich dezidiert geäußert haben. Nick Proschwitz sagt für die Profis der Braunschweiger Eintracht: „Niemand darf sich aus Angst vor Ausgrenzung, Diskriminierung und Benachteiligung aufgrund seiner sexuellen Identität verstecken oder verstellen müssen.“ Und die Kollegen von Hannover 96 erklären mit Blick auf den Kalender: „Wir sind im Jahr 2021! Jeder sollte lieben dürfen, wen immer er lieben möchte. Das sollte etwas ganz Normales sein. Am Ende profitieren wir alle von einem offenen Miteinander in einer vielfältigen Gesellschaft. Aber diese Offenheit darf nicht nur ein Wort sein, sie muss auch von uns allen gelebt werden.“

Das ist wichtig, weil es nicht selten eine Diskrepanz gibt zwischen offiziellen Aktionen der Liga oder der Klubs einerseits und dem Alltag in den Kabinen oder auf dem Platz andererseits. Zur Offenheit gehört mehr als nur das Bekenntnis zur Toleranz, es bedarf auch eines neuen Blicks auf das Selbstbild als Fußballprofi. Das nämlich ist traditionell eines, das gerade in der Außendarstellung wenig Raum für Schwäche oder Zweifel lässt. Der ideale Profi ist immer voller Selbstvertrauen, muskulös und durchtrainiert, unerschrocken und krisenfest. Imposante Bilder aus dem Fitnessstudio gehören zu

den beliebtesten Motiven der Profis in Sozialen Medien, garniert mit markigen Sinnsprüchen. Das ist nicht fußballspezifisch, transportiert aber in der Öffentlichkeit mitunter ein antiquiertes Bild von Männlichkeit. Ein Bild, das alles, was irgendwie „schwul“ konnotiert ist, als eher schwach, unmännlich, weich begreift. Viele Profis haben sich von derlei antiquierten Rollenklischees emanzipiert, andere tun sich damit noch schwer. Sichtbare Fortschritte gibt es trotzdem, allein schon erkennbar daran, dass Psychologen heutzutage ganz selbstverständlich Teil der Profiteams sind. In den Neunzigern hätte kein Spieler auch nur im Traum daran gedacht, um Hilfe zu bitten. Heute gelten Gespräche mit Psychologen beinahe schon als wertvoller Baustein zur Selbstoptimierung. Doch auch wenn heute etwas offener beispielsweise über Depressionen und Drucksituationen gesprochen wird, Homosexualität ist nach wie vor ein heikles Thema.

Wer in die Klubs hineinhört, dem begegnen immer wieder die gleichen Befürchtungen, die Dedryck Boyata von Hertha BSC treffend beschreibt: „Die Spieler haben Angst davor, verurteilt zu werden. Sie denken, dass sich für sie daraus Nachteile für ihre Karriere ergeben könnten. Wenn du als Fußballer der erste aktive Spieler in der Bundesliga bist, der sich outet, bekommst du die volle Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und in den Medien und möglicherweise wirst du zur Zielscheibe für Anfeindungen, und der Druck auf dich wird noch größer.“

„Wir Fußballprofis müssen Leistung bringen und stehen dabei als öffentliche Personen andauernd unter Beobachtung. Damit umzugehen, lernen wir natürlich, aber es ist sowieso schon anstrengend. Bei einem Coming-out würde erst mal ein medialer Sturm losbrechen, der zusätzlich extrem kräftezehrend wäre. Der betreffende Spieler müsste also eine ganz schön dicke Haut haben, um all das zu verarbeiten, was auf ihn zukäme. Idealerweise müssten sich die Medien verpflichten, das nicht zu einer Sensation aufzubauschen, und Privatleben das sein zu lassen, was es ist: privat. Denn genau in dieser Sensationsmache liegt für mich die Kernproblematik. Sie ist leider die Realität und nicht das Wunschenken über die Integration von schwulen Minderheiten in unserer Gesellschaft. Wenn ein Mitspieler sich trotzdem outen würde, würde er von mir allen Support bekommen, den er benötigt.“

— Christopher Trimmel,
FC Union Berlin

Dabei könnte ein Blick auf andere Mannschaftssportarten Mut machen. Als Thomas Hitzlsperger vor sieben Jahren mit sich rang, seine Homosexualität öffentlich zu machen, halfen ihm positive Beispiele aus traditionellen Disziplinen bei seiner Entscheidung. „Erst machte der walisische Rugbyspieler Gareth Thomas öffentlich, dass er homosexuell sei, und 2013 auch der US-Fußballer Robby Rogers. Vor allem sein Fall erschien mir als Erfolgsgeschichte“, erzählte Hitzlsperger uns nach seinem Coming-out 2014. „Er hatte beim Schritt in die Öffentlichkeit zunächst auch mit dem Sport aufgehört, obwohl er erst 25 war. Aber dann ermutigten ihn ehemalige Mitspieler dazu, weiterzumachen. Sein alter Klub LA Galaxy bot ihm einen Vertrag an, er setzte als offen homosexueller Profi seine Karriere fort. Und dabei stellte sich heraus, dass Kabine oder Stadion überhaupt nicht so panisch homophob reagierten, wie das gern behauptet wird.“

Ist der Fußball also eigentlich schon reifer, weiter und aufgeklärter? Diese Frage stellt sich ja nicht allein den Spielern, sondern auch dem Umfeld, der Öffentlichkeit und natürlich auch den Medien. Ja, wir haben 2021, und in weiten Teilen der Gesellschaft haben Homosexuelle ihr Coming-out gewagt. Aber die Frage, ob sich unter den vielen Bundesligaprofis nicht auch ein paar schwule Kicker tummeln, ist nach wie vor ein beliebtes Smalltalkthema auf Partys. Und in mancher Redaktionsstube gilt das Kunststück, als Erster einen homosexuellen Profi gerichtsfest outen zu können, zu den sportjournalistischen Großtaten. Manche Spieler und Trainer wurden so penetrant mit halbgenen Gerüchten konfrontiert, dass sie sich in unfreiwillig komische Abwehrreaktionen flüchteten. Sei es Bundestrainer Joachim Löw („Fragen Sie gern meine Frau“) oder Philipp Lahm, der ein ganzes Kapitel in seinem Buch darauf verwendete, überzeugend Beweis zu führen gegen einen Verdacht, der eigentlich gar keiner ist.

All das, die mediale Jagd und die Neugier des Publikums, geschieht natürlich auf der Folie eines spießig-verklemmten Blickes auf Homosexualität, gespeist aus Klischees dunkler Zeiten, als gleichgeschlechtliche Liebe noch strafbewehrt war und schwule Kultur und Lebensart sich notgedrungen in Hinterzimmern und schlecht beleuchteten Bars abspielte. Ein schwuler Profi heute hätte hingegen sicher ganz andere und für die Öffentlichkeit eher beschämende Dinge zu erzählen, vom Druck und vom Versteckspiel und den verdrängten Ängs-

ten und Komplexen einer Branche, die eigentlich alle Chancen hätte, in Sachen Liberalität und Fortschrittlichkeit vorneweg zu marschieren.

Wie es anders geht, zeigt der Blick hinüber zum Frauenfußball, der ja ebenfalls unter verqueren Bildern von Männlichkeit zu leiden hatte und hat. So wie lange Zeit die Existenz schwuler Fußballer ignoriert wurde, so galt bei den Frauen das einfältige Klischee, nur lesbische Spielerinnen könnten sich für den vermeintlich so harten Fußballsport begeistern. Diese Stereotypen sind bis heute nicht überwunden, aber es ist vielerorts gelungen, ein zumindest im Teamkreis und in den Klubs offeneres Klima zu schaffen. Der Frauenfußball, so klar muss man das sagen, ist heute deutlich moderner und fortschrittlicher als das männliche Pendant.

„Es sollte in unserer Gesellschaft egal sein, welche Sexualität eine Person lebt. Jeder Mensch ist perfekt, einzigartig und etwas Besonderes. Und deshalb sollte sich auch niemand verstecken müssen – vor allem nicht auf einem Fußballplatz, der ein Ort gelebter Integration ist. Wir sind davon überzeugt, dass man als Sportler nur dann seine optimale Leistung abrufen kann, wenn man befreit ist und seine Identität nicht verstecken muss. Auf dem Spielfeld geht es um Fußball und nicht darum, wen man liebt. Es geht um Respekt, Fairness, Chancengleichheit, Toleranz und Akzeptanz.“

— Almuth Schult, Alexandra Popp und Lara Dickenmann VfL Wolfsburg

Respekt, Fairness, Chancengleichheit. Was die Wolfsburger Frauen einfordern, ist ja ein Postulat an den ganzen Fußball, vor allem aber an die Männer. Als im Herbst die „Taskforce Zukunft Profifußball“ tagte, wurde die Frage nach der Homophobie im Fußball nur kurz gestreift und fand nur beiläufig Erwähnung im Abschlussbericht, in dem von den Klubs ein „klares Eintreten für Werte wie Inklusion, Antirassismus und Diversität“ gefordert wurde. Aber es gibt ja keinen Zweifel daran, dass sich gerade an solchen Fragen die Zukunftsfähigkeit der Bundesliga entscheiden wird. Denn nur wenn der Profifußball Schritt mit der gesellschaftlichen Entwicklung hält, bleibt er relevant. Dem Megathema der

sexuellen Identität wird er dabei nicht ausweichen können, will er für breite Gesellschaftsschichten attraktiv bleiben. In manch anderem gesellschaftlichen Kampfgebiet ist ihm das bereits gelungen. Das gemeinsame Engagement von Klubs, Spielern und Faninitiativen gegen Rassismus hat die Urwaldlaute und menschenverachtenden Sprüche aus den Stadien vertrieben. Das ist eine unschätzbare Erleichterung für so viele Spieler, die zuvor damit rechnen mussten, bei jedem Ballkontakt ausgepiffen und beleidigt zu werden. Souleymane Sané wurde in den Achtzigern noch angefeindet, sein Sohn Leroy im Sommer beim FC Bayern freudestrahlend begrüßt. Schwer vorstellbar eigentlich, dass dem Fußball das mit der Homophobie nicht auch gelingen kann.

„Für mich sind, nicht nur im Fußball, alle Menschen gleich, egal welche Hautfarbe, Religion oder eben auch sexuelle Ausrichtung sie haben. Und wenn sich einer meiner Kollegen outen würde, würde ich ihn vor den Idioten draußen schützen, die sich immer noch von Homosexuellen gestört oder gar bedroht fühlen. Das ist auch der Grund, weshalb es bislang noch nicht passiert ist. Wenn sich ein Fußballprofi zu irgendwas äußert, weiß es im nächsten Moment die ganze Welt. Und wenn ein Fußballprofi sein Coming-out hätte, wäre die öffentliche Reaktion schlicht zu groß. Ich kann jeden verstehen, der sich dem nicht aussetzen will.“

— Max Kruse, FC Union Berlin

Auf den ersten Blick lässt Max Kruses Statement aufhorchen. Homosexuellen Profis von einem Coming-out abzuraten, das klingt nach Stagnation, nach Kapitulation vor den Verhältnissen. Aber am Ende sagt Max Kruse nichts anderes als Thomas Hitzlsperger. Als wir ihn fragten, ober aktiven Spielern raten würde, den gleichen Schritt zu gehen wie er, musste er etwas länger überlegen und sagte dann: „Eine pauschale Antwort kann ich darauf nicht geben, das hängt von den Umständen ab. Was ich aber allen sagen kann, ob Profi, Amateur oder Nachwuchsspieler: Schaff dir ein Umfeld, das dich schützen kann.“

Ein geschütztes Umfeld für alle zu schaffen, sich frei zu fühlen, darum geht es auch im Profifußball. Und diese Erklärung, unterschrieben von über 800 Spielerinnen und Spielern, ist vielleicht ein Anfang. Damit aus einer Utopie Realität wird.



Niklas Stark



Oke Göttlich



Christian Gentner



Sven Michel